

*Edition Zulu-Ebooks.com*



## **Sagen aus Frankreich**

Zulu-Ebooks.com Sammelausgabe

## *Die Sage von Roland*

Zwölf Recken hatte Kaiser Karl, der Herrscher über das Reich von dem Strand des Ozeans bis an die Waldgebirge der Elbe, von der Küste der Nordsee bis zu den Schneebergen der Alpen, als seine Paladine stets um sich. Unter ihnen ragte durch Jugendkraft und Kühnheit der heldenhafte Roland hervor. Er war der Neffe des Kaisers, denn dessen Schwester Berta war mit dem Herzog Milan von Anglant verheiratet gewesen, der bald nach Rolands Geburt in Hispanien im Kampf gegen die Ungläubigen gefallen war. Später hatte Frau Berta mit dem Ritter Ganelon die Ehe geschlossen, der zu den Paladinen Kaiser Karls gehörte.

Roland war einer der stärksten Heerführer des Frankenherrschers, und als Kaiser Karl, den man den Großen nennt, zu neuem Feldzug gegen die heidnischen Sarazenen rüsten mußte, vertraute er seinem herrlichen Neffen wiederum eine starke Heeresmacht an. So zogen sie ins sonnige Hispanien, der streitbare Erzbischof Turpin an der Spitze, neben Roland sein Freund Held Oliver, Gottfried von Anjou und Herzog Neimes von Bayern, der kühne Graf Walther und Graf Otto, Herzog Richard von der Normandie und der kluge Ogier von Dänemark, der listige Graf Ganelon und die vielen anderen Ritter aus dem Frankenland.

Sehr bald mußten sich alle festen Burgen und Plätze, die unter der grünen Fahne mit dem Halbmond des Propheten standen, der Gewalt des großen Kaisers beugen. Nur die Stadt Saragossa im fruchtbaren Tal des Ebro hatte dem Ansturm der Frankenkrieger noch widerstehen können.

Doch als Kaiser Karl seinen Heerbann zum Sturm ansetzte, ließ sich Marsilias, der König der heidnischen Mauren, einen arglistigen Rat eingeben, wie er dem überlegenen Gegner entgehen könne. Er bot dem Frankenkaiser die Unterwerfung an, gelobte Frieden und erklärte sich bereit, dem Glauben des Islam abzuschwören und mitsamt seinem Volke zum christlichen Glauben überzutreten.

»Wenn Kaiser Karl über die Pyrenäenberge ins Frankenland zurückzieht«, erklärten die Boten, »so bietet König Marsilias Euch siebenhundert Kamele und vierhundert Maultiere, alle beladen mit Gold und kostbarem Gerät, dazu dreitausend Faß Wein. In kurzer Frist wird er Euch sodann mit seinen Mannen ins Frankenland folgen und in der Kaiserstadt Aachen die christliche Taufe annehmen.«

Im Kreise seiner kampfbewährten, raterfahrenen Waffengefährten überdachte Kaiser Karl das Angebot des Heidenkönigs. »Laßt mich einen Rat hören, ihr Paladine«, rief er und blickte in die Runde.

Erzbischof Turpin hielt mit seinen Bedenken nicht zurück, und auch Roland, der aufrechte Held, wollte nichts wissen von einem Vertrag mit dem Sarazenenfürsten; er ahnte den Verrat. Oliver, sein getreuer Waffengefährte, stimmte ihm bei. Doch da trat Rolands Stiefvater, Graf Ganelon, den beiden Helden ungestüm entgegen. »Höret auf den Rat eines erfahrenen Mannes, Herr Kaiser«, rief er, »und verschonet Eure Getreuen vor weiterem Blutvergießen!«

Auch andere Reichsbarone, unter ihnen Herzog Neimes von Bayern, traten dieser Meinung bei. Man solle den blutigen Krieg beenden und die vielen Heiden zu Christen machen.

Da ließ sich der Kaiser von den Vorschlägen bestimmen. Als seinen Gesandten an den Heidenfürsten wählte er auf Rolands Rat sodann Graf Ganelon aus, der als Eifrigster den Plan befürwortet hatte.

Roland, der aufrechte Recke, ahnte nicht, daß er sich durch diesen Vorschlag seinen Stiefvater zum Todfeind gemacht hatte. Denn so sehr Graf Ganelon ein Ende des Feldzuges erstrebte, fürchtete er doch die Hinterlist des Sarazenenfürsten, der bereits einmal die Abgesandten des Kaisers getötet hatte. In seinem Zorn nannte er Roland einen Schurken, der ihn durch die Entsendung ins Kriegslager der Ungläubigen tödlicher Gefahr ausgesetzt habe.

Doch König Marsilias empfing den kaiserlichen Boten mit allen Ehren. Gar bald entdeckte der listige Sarazene die Schwäche des haßerfüllten Grafen für Wohlleben, Gold und kostbaren Schmuck, und beim festlichen Gelage ließ sich der geldlüsterne Ganelon durch eine Fülle ausgesuchter Gastgeschenke verleiten, heimtückischen Verrat zu begehen. Er verband sich mit den Feinden des Frankenkaisers zum Verderben des herrlichen Helden Roland: Beim Rückmarsch des Heeres durch die Bergtäler sollte er als Führer der Nachhut von den Sarazenen überfallen und mitsamt seiner Nachhut vernichtet werden.

So klug war der arglistige Plan gesponnen, daß Kaiser Karl sich durch die Worte des treulosen Ganelon täuschen ließ. Dieser hatte dem Frankenherrscher im Auftrage des Königs Marsilias die Schlüssel der Stadt Saragossa zum Zeichen der Unterwerfung gebracht, dazu Geiseln und Maultiere mit kostbarem Tribut.

»So laßt uns heimwärts zur Pfalz nach Aachen ziehen«, gebot Kaiser Karl zufrieden, und er ließ Roland und dessen unzertrennlichen Waffengefährten Oliver zu seinem Schutz zurückbleiben, dazu den streitbaren Erzbischof Turpin und Graf Walther.

Da erklang froher Jubelruf, es wehten die bunten Kriegswimpel, und tausend Hörner begleiteten den Abmarsch des riesigen Heeres. Die Zurückbleibenden sollten das Tal von Ronceval überwachen, wo sich die Straße durch wilde Schluchten nordwärts windet.

Schon nach wenigen Tagen Marsch hatten die heimwärts ziehenden Heerscharen – der tapfere Ogier von Dänemark führte die Vorhut – die Pässe der Pyrenäen erreicht. Hoch und abschüssig ragten die Bergwände, die sie überqueren mußten, und dunkel und eng waren die Täler, die sie durchzogen.

Am letzten Paß ließ Kaiser Karl das Heer an sich vorüberziehen. Düstere Vorahnungen quälten ihn, denn ein Traum hatte ihn erschreckt: Es war ihm ein Engel des Herrn erschienen, der ihn vor Ganelon warnte. »Er riß mir den Speer aus der Hand und zertrümmerte ihn an einer Felswand, daß die Splitter zum Himmel hinaufflogen«, berichtete Karl voller Sorge seinem vertrauten Paladin, dem Herzog von Neimes. »Und als ich gleich darauf wiederum Schlaf fand, träumte mir nochmals: Ich war in Aachen, meiner guten Stadt, da sprangen ein Bär und ein Panther mich an, und der Bär zerfleischte mir den rechten Arm, daß der bloße Knochen zutage trat, und vergeblich versuchte mein getreuer Hund, das Untier zu verscheuchen. Und meine Franken schrien entsetzt: 'Welch gewaltiger Kampf!' Doch niemand eilte zur Hilfe herbei.«

Die Deutung des Traums war dem Kaiser naheliegend. Nun plötzlich wurde ihm klar, daß Ganelon auf Verrat sinne und den aufrechten Roland mit Hilfe der Sarazenen vernichten wolle. In bitterem Selbstvorwurf klagte er sich an, den Neffen ohne ausreichenden Schutz zurückgelassen zu haben.

Doch nun war es zu spät. Denn von der Höhe überblickte Graf Walther die weite Ebene am Fuße der riesigen Bergkette, und was er sah, ließ ihn erschauern: »Rüstet euch zum Streit, ihr

Freunde«, rief er tief bestürzt und schnallte den Helm fester, »und nehmt sogleich die Waffen zur Hand! Marsilias naht mit einem riesigen Heere. Roß und Reiter strömen heran, zahllos wie die Sterne am Himmel. So weit das Auge reicht, blitzt es von Waffen!«

»Das ist Ganelons Werk!« stieß Roland voll Ingrimme hervor.

Marsilias, der Sarazenenkönig, hatte die Menge seiner kampffähigen Krieger aufgeboten, mehr als hunderttausend Mannen. Er besprach mit den Heerführern seinen Plan. »Wenn Allah mit uns ist«, rief er, »so muß der Sieg unser sein, denn wir sind in der Überzahl, und der Prophet Mohammed vermag mehr als Sankt Peter zu Rom. Ich selber will euch führen und in der Bedrängnis des Kampfes nicht von euch weichen, das schwöre ich euch bei meinem Schwerte! Seht hier die blanke Klinge aus Toledo! Sie werde ich im Kampfe mit Rolands Schwert kreuzen, und gar bald sollt ihr erkennen, wessen Waffe bessere Streiche führt!«

Weithin erklang die Luft vom Klirren der Sarazenenwaffen und vom Hörnerschall. »So reiten nicht Männer, die ihren Herrn nach Aachen zur Christentaufe geleiten«, rief Oliver; »das ist ein Kriegsheer, das heranstürmt, uns zu überwältigen.« Er stand mit seinem Waffengefährten Roland auf der Höhe eines Felsvorsprungs. Von dort blickten die beiden Recken über das Land hin und überblickten die weißgepanzerten Scharen, unabsehbar an Zahl.

»Blast Euer Horn, Freund Roland!« rief Oliver. »Kaiser Karl wird es hören und mit seinem Heere umkehren, um uns Hilfe zu bringen.«

Doch der Recke schüttelte ingrimmgig den Kopf. »Nur ein Feigling täte so etwas« versetzte er. »Für immer wäre mein Ruhm dahin, wenn wir es nicht allein wagten, den Kampf mit den Heiden aufzunehmen!«

Oliver, der treue Waffengefährte, wiederholte seine Bitte. »Blast Euer gutes Horn Olifant!« mahnte er. »Kaiser Karl wird umkehren und uns zu Hilfe eilen. Seht doch nur, wie alle Berge von Feinden übersät sind und wie es ringsum von Heidenwaffen blinkt!«

Roland der Recke wußte, daß er sich auf sein gutes Schwert Durandal verlassen konnte. »Lieber sterbe ich den Tod auf dem Schlachtfelde hier im Pyrenäental, als daß ich den Maurenfeinden den Stolz lasse, mich für feige zu halten.« Jeden seiner Getreuen wies er an, wie sie ihre Heerhaufen gegen den übermächtigen Feind verteilen sollten. Segnend breitete der kampfgehaltige Erzbischof Turpin seine Hände über die Scharen der Krieger und bat den Himmel um Beistand; dann stiegen alle, zum Entscheidungskampfe entschlossen, zu Pferde.

Roland und Oliver, die kampfbewährten Waffengefährten, ritten Seite an Seite. Mit Sorge beobachteten sie, wie der Ring der Feinde sich eng und enger um die Franken schloß. »Mir will scheinen«, stieß Oliver bitter hervor, »dies ist die letzte Nachhut unseres Lebens, die wir führen werden.«

König Marsilias hatte als Führer des Vortrupps seinen Neffen Adolart in den Kampf geschickt. Der kühne Heidenritter hatte in früheren Kämpfen schon manchen Feind aus dem Sattel geworfen und brannte nun vor Kampfbegier, auf die Frankenkrieger zu stoßen. »Ich werde dir Rolands Haupt vor die Füße legen!« hatte er seinem Oheim versprochen.

»Allah, il Allah!« brauste der Schlachtruf der Sarazenen über die Ebene hin, als Adolart auf feurigem Berberhengst gegen die Reihen der Franken sprengte. »Heute wird Kaiser Karl seinen Krieger Ruhm schmachvoll verlieren!« schrie er wild. Seine Krieger folgten ihm in blinder Kampfbegeisterung.

»Reitet an, ihr Freunde!« befahl auf der andern Seite Roland seinen Getreuen, gab seinem edlen

Streitroß die Sporen und stürzte mit eingelegter Lanze auf den prahlerischen Gegner los. Furchtbar war der Zusammenprall. Roland rannte dem Heiden den Speer so tief in den Kettenpanzer, daß Adolart mit gebrochenem Rückgrat auf die Felsen stürzte. »Kaiser Karl wird seinen Ruhm nicht verlieren!« rief Roland voll ingrimmiger Kampfeswut. »Schlagt mit euren Schwertern drein, ihr Freunde!« feuerte er dann die Waffengefährten an. »Nur uns winkt der Sieg!«

Jubelnd nahmen die Franken seinen Ruf auf. Mit dem Schlachtgeschrei des Kaisers stürzten sie sich in die Reihen der feindlichen Mauren. Doch wenn diese auch erbitterten Widerstand leisteten, so hatte Rolands Vorbild den Kampfesmut der Frankenkrieger aufs höchste angestachelt. In dem furchtbaren Kämpfen, das nun anhub, hatten sie die Oberhand. Der sarazenische Heerführer Falfaron, ein Bruder des Marsilias, drang auf den kühnen Oliver ein, doch er sank leblos in den Staub, als der Held ihm seine Lanze durch das doppelringige Kettenhemd stieß. »Unser ist der Sieg!« schrie Oliver wild.

Viele Stunden lang währte der grausige Kampf. Das ganze Tal hallte wider von Waffengetöse und wildem Kampfgeschrei, von Rossegewieher und vom Schmerzenslaut der Verwundeten. Wer von den Feinden nicht weichen wollte, starb unter dem unwiderstehlichen Ansturm der Frankenhelden; ihre Rosse traten bis über die Knöchel in Blut.

Doch immer neue Kämpfer drangen nach, und auch manch tapferer Franke mußte der Übermacht erliegen.

Karls Paladine, Roland und Oliver und der Erzbischof Turpin, kämpften Schulter an Schulter. Roland selber vollführte mit seinem guten Schwerte Durandal Wunder der Tapferkeit. Als die Sonne auf der Mittagshöhe stand, brach den Sarazenen der Mut. Sie wandten sich zur Flucht und überließen den Frankenhelden das Schlachtfeld.

Rasend vor Wut empfing König Marsilias seine flüchtenden Krieger. »Beim Barte des Propheten«, rief er ingrimmig, »die grüne Fahne mit dem Halbmond soll zum Siege voranwehen!«

Sogleich bei Sonnenaufgang standen frische Kämpfer in unendlicher Zahl zum Kampfe bereit. Mit Sorge hörten die Franken, die todmüde nach dem schweren Ringen in den Schlaf gesunken waren, den Klang der tausend Kriegshörner, und mit Bestürzung sahen sie die Höhen und Felder ringsum von Sarazenen bedeckt, die in wildem Ungestüm und in hundertfacher Übermacht heransprengten.

Der Kampf war ungleich geworden, denn die Franken waren geschwächt von dem lang währenden Kampfe des Vortages, und ihre Waffen waren zerbrochen oder schartig.

An der Spitze der Angreifer ritt Climorin von Saragossa, ein starker, hochgemuter Held. Sein brauner, sehniger Arm wog die wurfgerechte Lanze, und er richtete sie auf den Herzog Engilir, einen der kampfbewährten Paladine des Kaisers. Sein Panzerhemd war in den Kämpfen des Vortages mehrfach durchlöchert. Nun traf ihn die Waffe des Sarazenen und warf ihn tot zur Erde.

Für die Franken war dieser Tod des Helden ein schlimmes Vorzeichen. Zwar blieb dem Sieger der Ruhm nicht lange, denn Oliver gab sogleich seinem Streitroß die Sporen und ritt gegen den Überwinder seines Freundes an. So furchtbar sauste sein berühmtes Schwert Alteklere auf Climorins Haupt nieder, daß er lautlos vom Pferde sank. Noch sieben arabische Fürsten, die Oliver umdrängten, sanken unter seinen gewaltigen Schwertstreichen entseelt zu Boden.

Weiter wogte das grausige Morden mit wechselndem Kriegsglück hin und her. Wie wilde Löwen

stürmten Oliver und sein Waffengefährte, der Herzog Sansun, über das Schlachtfeld, Tod und Schrecken verbreitend; reihenweise sanken die Sarazenen zu Boden. Doch da drang Valdabrun aus dem Araberland, einer der stärksten Kämpfer aus König Marsilias, Reihen, gegen Herzog Sansun an.

»Jetzt gilt es Mohammed oder Sankt Peter!« schrie der Heide. Er überraschte Karls Paladin beim Kampf mit einem Saragossaner und durchbohrte ihn mit der Lanze, daß Sansun leblos vom Pferde sank. Aus der Ferne hatte Roland den Fall des Kampfgefährten beobachtet. In wilden Sätzen trug ihn sein Streitroß herbei, und mit einem unwiderstehlichen Schlag seines Wunderswertes Durandal rächte Roland den Tod des erschlagenen Freundes an dem starken Sarazenen. Auch die andern Paladine, voran der Erzbischof Turpin, taten es Karls streitbarem Neffen gleich an Tapferkeit.

Wieder wurde der Boden von Blut getränkt, wieder konnten die Sarazenen nicht der fränkischen Heldenkraft widerstehen. »Mohammed, hilf uns!« erklang es aus den Reihen der Heiden, und dann wälzte sich ein Strom von Flüchtenden zu der Höhe, wo Marsilias mit erlesenen Helden auf seinem andalusischen Streithengst hielt und die Schlacht lenkte.

Mit bösem Ingrimme sah der König, wie seine Sarazenen dem wütenden Ansturm der Frankenkrieger weichen mußten und von den erbarmungslosen Schwertern dahingerafft wurden. Da ließ er die Kriegshörner blasen und führte selber seinen riesigen Heerbann den Kämpfern des Frankenkaisers entgegen. Marsilias' Krieger waren trefflich gerüstet und wohl ausgeruht. Diesen ausgewählten frischen Kämpfern konnten die zu Tode erschöpften Frankenkrieger nicht widerstehen. Reihenweise sanken sie erschlagen in den Staub. Auch vier der Paladine fanden den Tod auf dem Schlachtfelde.

Aus dem dichten Kampfgewühl hatte sich Roland mit seinem Freund Oliver und dem Erzbischof Turpin auf eine Höhe zurückgezogen, um die Kampfplage zu beraten. Ihn trieb die Verzweiflung beim Anblick der vielen erschlagenen Kampfgefährten. Sollte er nicht sein Horn blasen, um den Kaiser mit der Hauptmacht des Heeres zur Hilfe herbeizurufen?

Er wollte den Rat der Freunde. »Es ist nun zu spät«, sagte der Erzbischof dumpf. Und doch riet er ihm zu, das Horn zu blasen. »Kaiser Karl wird unsern Hilferuf vernehmen und herbeieilen, uns zu rächen. Ob uns die Sarazenen auch das Leben rauben – uns wird in geweihter Heimerde eine Grabstätte, und mancher Franke wird an unserm Grabe ein frommes Gebet verrichten.«

Da setzte Roland sein Horn an die Lippen. Und so gewaltig blies er den Olifant, daß ihm das Blut aus dem Munde quoll und seine Schläfenadern fast zersprangen.

Der Klang des Wunderhornes schwang sich weit über die Berge hin und erreichte das Ohr des Kaisers, der mit seinen Getreuen nordwärts zog. »Roland ist in Not«, sagte Karl dumpf. »Daß er das Horn so bläst, zeigt mir an, daß er einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen hat.« Sogleich wollte er Befehl geben, den Heereszug umkehren zu lassen.

»Wer sollte es wohl wagen, deine starke Nachhut anzugreifen?« rief der treulose Ganelon. »Wir haben ja Frieden mit den Männern unter dem Halbmond geschlossen. Was Ihr vernehmt, Herr Kaiser, ist das Jagdhorn Eures Neffen. Sicherlich hat er in den Waldbergen einen starken Bären erlegt und bläst vor Freude über sein Jägerglück.«

Doch Karl hatte Ganelons Arglist durchschaut und drängte auf Umkehr. Den Verräter ließ er fesseln und auf ein Maultier binden. In aller Eile strebte das Frankenheer zurück ins Tal von Ronceval.

Die Frankenhelden hatten sich dort enger zusammengeschart und erwehrt sich mit verzweifelter Mut der feindlichen Übermacht. Wie grimmige Löwen wüteten Roland und Oliver unter den Angreifern.

Da kam Marsilias über das Schlachtfeld gesprengt, ihm zur Seite sein Sohn Jurfalu. Der Maurenkönig wies ihm den starken Frankenkrieger: »Das ist Roland, der tapferste der Paladine des Kaisers. Wenn er in den Staub sinkt, so wird die grüne Fahne unseres Propheten weiterhin über Spanien wehen.«

Der junge Sarazene ritt mit eingelegter Lanze gegen den mächtigen Recken an. Roland stieß sie mit seinem Schild kampfgewöhnt beiseite und ließ sein Wunderschwert Durandal auf den Helm des Königssohnes niedersausen, daß Jurfalu lautlos aus dem Sattel fiel.

Dieser Zweikampf war so schnell beendet, daß König Marsilias kaum Zeit fand, die grausame Wahrheit aufzunehmen. Voller Entsetzen starrte er auf den im Staube Liegenden. Doch dann senkte er die Lanze, um seinen tapferen Sohn blutig zu rächen. Aber Rolands Schwert sauste mit gesteigerter Wucht auf ihn nieder. Mit wendiger Kraft wich der Sarazene den Schlägen aus und brachte den Gegner mit seinen Wechselhieben in Bedrängnis. Lange stand die Entscheidung aus. Doch da sah der Frankenheld seinen Vorteil, ließ sein Schwert Durandal niederfahren und traf des Königs Hand, daß sie, am Gelenk abgehauen, mit dem Speer zu Boden fiel.

Mit heulendem Wehruf wandte der schwerverwundete Sarazenenfürst sich ab, und auf seiner Flucht riß er den Rest seiner Krieger, die noch den Franken widerstanden hatten, mit sich.

Es mochte scheinen, daß den ausdauernden Kämpfern der fränkischen Nachhut, die das grausige Gemetzel überstanden hatten und das Schlachtfeld behaupteten, nun doch noch der Sieg zufallen sollte. Doch da rückte ein neues Heer zum Angriff gegen Karls Krieger heran, das zugleich die flüchtenden Sarazenen aufnahm. An der Spitze der neuen Kämpfer, die mehr als fünfzigtausend Mann zählten, erschienen die Könige von Äthiopien und von Karthago. Sie hatten mit ihren Scharen von Afrika her das Meer überquert und waren wild entschlossen zum Kampf gegen den verhaßten Frankenkaiser.

Mit Entsetzen sah Roland die Übermacht der kampfesfrischen Krieger gegen seine todmatten Gefährten andringen. Bald waren die Überlebenden des Frankenheeres ganz von Feinden umringt.

Da ritt Morganich, der König von Äthiopien, gegen den tapferen Oliver an. Er traf ihn von hinten in den Rücken, daß der Speer zur Brust herausdrang. Doch der riesenstarke Held hielt sich im Sattel. Blitzschnell wandte er sich um und ließ sein Schwert Alteklere auf den Gegner niedersausen, daß es ihm den Schädel zerschmetterte. Noch an die zwölf Sarazenen erschlug der Held, bis seine Kraft erlahmte. Roland erschrak auf den Tod, als er des Freundes entfärbtes, geflecktes Gesicht sah; Olivers Hände zitterten wie die eines Greises. Behutsam ließ Roland den treuen Paladinen aus dem Kampfgetümmel herausführen.

Doch die Not, in der Oliver seine Kampfgenossen wußte, ließ ihn keine Ruhe finden. Er hatte sich die Wunden verbinden lassen, hatte sich nach der Kampfeshitze an stärkendem Trunk gelabt und verlangte nach seinem Streitroß. »Ich bin stark genug, um mit dem Schwerte dreinzuschlagen«, wies er die Einwände seiner Freunde zurück, »und ich will nichts als einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfeld.«

So stürzte er sich wieder ins Kampfgetümmel. Doch sein Blick war so umwölkt, daß er nicht mehr Freund noch Feind unterscheiden konnte. Wahllos schlug er dort auf dem Schlachtfelde mit dem Schwerte drein. Laut klang es wider, als seine Waffe auf die Brünne eines Streiters einhieb,

den er nur undeutlich erkannte. Oliver hob den Schild, den erwarteten Gegenschlag abzuwehren, aber da rief ihn eine Stimme an: »Erkennet Ihr mich denn nicht, Freund Oliver? Warum greift Ihr mich an?«

Es war Roland selber, den er mit seinen Streichen getroffen hatte.

Behutsam führte Roland den Freund zum zweiten Male aus dem Schlachtgetümmel und bettete ihn in dem nahen Wäldchen sicher ins Moos.

Dort lag der kühne Oliver und faltete die Hände zum Gebet. Laut beichtete er seine Sünden und bat Gott um Gnade und Sühne. Sein letzter Segenswunsch galt seinem Freunde Roland. Dann stockte ihm der Atem. Friedlich schied der wackere Held aus der irdischen Welt. In unendlichem Schmerz sah Roland den Freund sein Leben aushauchen; so stark war sein Kummer, daß er ohnmächtig neben dem Toten niedersank.

Als er sein Bewußtsein zurückfand, sah er den Erzbischof Turpin mit Graf Walther vor sich stehen. »Nur wir drei sind noch am Leben«, berichtete der tapfere Graf, den Roland vorher zum Schutz der anliegenden Höhen ausgesandt hatte. Er war vor der Übermacht der Feinde zurückgewichen. Die ganze Nachhut hatte auf der Ebene und den Bergabhängen ringsum den Tod gefunden.

Roland, Turpin und Walther kämpften ihren letzten Kampf. Sie waren entschlossen, gemeinsam als Helden zu sterben. Die Felswand bot ihnen im Rücken und von der Seite her Schutz, so daß die Sarazenen nur von vorn angreifen konnten. Im Schutze des Gesträuchs schlichen diese herbei, schleuderten blitzschnell ihre Speere und schossen ihre Pfeile ab. Die Helden schützten sich mit ihren Schilden, und immer wieder sprangen Roland und seine Mitkämpfer in überraschendem Ausfall hervor und streckten einen der Verwegenen nieder. Zwar häufte sich rings um die einsamen Verteidiger ein Wall von erschlagenen Sarazenen, doch ihre Schilde und Brünen klafften zerfetzt von den zahllosen Geschossen, und bald darauf traf den Grafen Walther so schwer eine feindliche Wurflanze, daß er todwund zur Erde sank. Roland fand im Kampfgewirr nicht die Zeit, dem Tapferen das Sterben zu erleichtern. Wortlos verschied der Waffenbruder, die Augen auf den starken Roland gerichtet. Auch der Erzbischof Turpin war zu Tode getroffen; drei Lanzen aus der Faust der Angreifer staken ihm im Panzer. Doch unerschütterlich stellte er sich den andringenden Feinden entgegen.

»Freund Roland« stieß er dann mit letzter Kraft hervor, »blast noch einmal Euer gutes Horn Olifant! Vielleicht vernimmt Kaiser Karl unsern Hilferuf.«

Der starke Paladin des Frankenkaisers blickte wehmütig über das Schlachtfeld hin, das von den Leichen der erschlagenen Mitstreiter bedeckt war. Er selber war zu Tode erschöpft. Doch dann tat er nach dem Geheiß des streitbaren Kampfgefährten und setzte das Horn an die Lippen. Und ob sie auch ausgedörrt waren nach dem erbarmungslosen Kämpfen, er blies so gewaltig, daß der Klang weit über das Schlachtfeld und weit in die Berge hinein drang. Er blies mit so markiger Kraft, daß sein ganzer Körper zitterte und daß die Schläfenader sprang. Wie der Seufzer eines Sterbenden drang der Hornruf durch die Lüfte – aber Karl vernahm ihn. Mit seinen schnellsten Reitern war er, von Sorge getrieben, dem Hauptheere vorausgeeilt und befand sich schon nicht mehr fern der grausigen Kampfstätte im Tal von Ronceval. Nun war ihm nicht mehr zweifelhaft, daß Roland, der beste seiner Paladine, in Todesnot war. Würde er noch rechtzeitig zur Rettung erscheinen?

»Blast mit Macht die Kriegshörner, damit meine Helden unsern Ruf vernehmen und wissen, daß Hilfe naht!« drängte der Kaiser die Seinen.



Doch nur noch die beiden überlebenden Frankenhelden, nur Roland und der todwunde Graf Turpin, vernahmen den Hornruf der Retter. Angsterfüllt aber hörten ihn zugleich die Sarazenen. Nur ein Gedanke trieb sie: Roland und seinen Waffengefährten zu Tode zu treffen und dann vor der Rache des Kaisers zu fliehen.

Vierhundert erlesene Sarazenenkrieger drangen auf Roland und Graf Turpin ein.

»Der Kaiser ist nah!« rief Roland seinem Kampfgefährten zu. Neue Kraft beseelte den herrlichen Helden. In wildem Kampfesgrimm bestieg er sein edles Streitroß und sprengte mitten in die Heidenritter hinein. Niemand konnte seinen wütenden Streichen widerstehen, doch unter der übermächtigen Zahl der feindlichen Speere, die aus der Ferne auf ihn wie Gewitterregen niederprasselten, brach sein starkes Streitroß Vaillantif leblos zusammen. Das Schwert in der Faust, stand der Held, aus ungezählten Wunden blutend, zu Fuß zu weiterem Kampf bereit.

Doch keiner der Sarazenen wagte dem unbezwinglichen Frankenkrieger entgegenzutreten. Da schritt Roland zu Graf Turpin, dem sterbensmüden Kampfgefährten, zurück. Sorgsam löste er dem Freund die beengende Rüstung, verband ihm die Wunden und reichte ihm zu trinken. Dann blickte er über das grausige Kampffeld hin. Scheu hielten die Sarazenen sich in sicherem Abstand. Da raffte Roland sich zu einer letzten Tat auf, die die Freundestreue ihm gebot. »Ich will die erschlagenen Paladine herbeitragen und sie hier vor Euch niederlegen«, sagte er zu dem todgeweihten Erzbischof, »damit sie aus Eurer Hand den heiligen Segen erhalten.«

So schritt er durch die Reihen der Gefallenen und hob sie auf. Leichnam auf Leichnam legte er vor dem Erzbischof nieder, und mit tränenerstickter Stimme hob Turpin die Hände und segnete sie: »Möge Gott eure Seele ins Paradies aufnehmen«, sagte er, »und auch meine dazu, denn noch heute werde ich mit euch vereint sein!«

Die unerbittliche Kampfeswut unter der glühenden Sonne und die unendliche Mühsal, der Schmerz um den Tod der Kampfgefährten und der Zorn über den Erfolg der Feinde waren zuviel für Rolands Ritterkraft. Zu Tode erschöpft, sank er neben der Reihe der gefallenen Frankenkrieger ins blutgeränkte Moos des Felsengrundes. »Nur einen Schluck Wasser!« stieß er mit ausgedorrter Kehle hervor.

Mit übermenschlicher Kraft richtete Graf Turpin, zu Tode verwundet und sterbensmatt, sich auf. Er ergriff Rolands Horn Olifant und schleppte sich mit wankenden Knien zum nahen Bach, um es mit Wasser zu füllen. Doch die Mühe dieser edlen Freundestat ging ihm über die Körperkraft. Hier traf ihn der Tod: ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, und dann sank der fromme Gottesmann, der ein so wackerer Streiter seines kaiserlichen Herrn gewesen war, in das Moos.

So fand ihn Roland: die Hände friedlich über die Brust gekreuzt, lag der tote Erzbischof und hielt die gebrochenen Augen zum Himmel gerichtet, als wolle er Gott den Herrn bitten, ihn in sein ewiges Reich aufzunehmen. Weinend kniete Roland vor dem getreuen Mitstreiter. Dann bettete er ihn behutsam neben die gefallenen Paladine.

Er fühlte, daß nun auch ihm der Tod nahe war. Da schritt er, schwer sich stützend auf Durandal, sein treues Schwert, zur nahen Waldlichtung, wo vier mächtige Felsblöcke Schatten boten. Mit dem Rücken lehnte der Held sich dort an, um den Tod zu erwarten.

Unter den Gefallenen, die ringsum verstreut lagen, hatte sich einer der Maurenkrieger versteckt. Er hatte sich totgestellt, um in einer Kampfpause entfliehen zu können. Als er nun Kaiser Karls treuesten Paladin allein in seiner Nähe ruhen sah, glaubte er, es biete sich ihm eine leichte Gelegenheit, dem verhassten Frankenhelden Schwert und Horn zu rauben. Katzensgleich schlich er sich heran. Welchen Triumph würde es im Sarazenenlager bedeuten, wenn er Durandal und

Olifant, Rolands berühmte Kampfbegleiter, heimbrächte!

Roland fuhr aus seiner Ohnmacht auf, als der heimtückische Mann ihm das Schwert abziehen wollte. Mit seinem Olifant traf Roland ihn so hart aufs Haupt, daß der Sarazene, zu Tode getroffen, hinsank. Traurig betrachtete der Held sein zersprungenes Horn: »Nie wieder wirst du bei froher Jagd oder auf dem Kriegszuge erklingen!«

In bitteren Gedanken wog er Durandal, sein gutes Schwert, in der Hand. Sollte er zulassen, daß es nach seinem Tode in Feindeshand falle? Da raffte er sich mit letzter Kraft auf und trat vor die Felswand. Mit einer Heldenkraft, wie sie ihm zu den besten Zeiten seines Kämpferlebens erfüllt hatte, führte er mit dem Schwerte einen furchtbaren Schlag auf den Stein, um die Klinge zu zerschmettern.

Doch war Roland der schwertgewaltigste unter Kaiser Karls Paladinen, so war Durandal das beste und härteste der Schwerter: es zerbrach nicht, ja es bekam unter dem wuchtigen Schlag nicht eine Scharte – anstatt zu zerspringen, spaltete Rolands Schwert den harten Felsen in zwei Teile!

»O Durandal«, rief der Frankenheld voll inniger Rührung, »du treuer Kampfgefährte! Kaiser Karl, mein Oheim, hat mich einst mit dir umgürtet, und wie viele Schlachten hast du mit mir siegreich bestanden – nun willst du auch auf dem letzten Wege nicht von mir lassen!«

Er ließ sich zu Boden gleiten und lag auf dem Rücken, den Blick zum Himmel gerichtet. Wie sollte er die Schmach verhüten, daß die herrliche Waffe den Heiden in die Hand falle? Mit schwindender Kraft raffte Roland sich auf seinem letzten Lager auf und legte das blanke Schwert unter sich, so daß er es ganz mit seinem Leibe deckte. Dann sprach er sein Gebet und bat Gott voll Demut um Vergebung seiner Sünden. Seine letzten Gedanken galten dem Kaiser, der mit seinen Franken bald von den Höhen herabsteigen würde.

In der Ferne, weit im Süden, wußte Held Roland die weichenden Sarazenen. Dorthin, nach Saragossa, richtete er das Haupt, um im Tode noch als Sieger feindwärts zu blicken.

So ereilte den Helden der Tod und entführte ihn in sein Reich; ohne Schmerzen verschied Roland, der treueste und tapferste von Kaiser Karls Paladinen. Wetterwolken zogen über den Abendhimmel, Blitze zuckten auf, und lautlos breitete sich dann milde die Nacht über die blutgetränkte Walstatt, über die Leichen so vieler erschlagener Krieger.

Mit dem Morgengrauen ertönte Hörnerschall von den nahen Waldbergen herüber. Mit Schrecken nahm Karl mit seinen heranrückenden Franken wahr, daß seine Paladine keine Antwort gaben. Warum ließ Roland nicht sein Horn erklingen? Entsetzt packte den Kaiser, als er mit seinen Helden ins Tal hinabspähte. Grauensvoll war der Anblick dieser Stätte des Todes. Der Kaiser wußte sich nicht zu fassen in Schmerz und bitteren Selbstvorwürfen. Warum hatte er dem Heere nicht zur Seite gestanden?

»Jetzt ist keine Zeit zum Klagen!« mahnte Herzog Neimes die Helden. »In der Ferne zeigt sich noch der Staub der flüchtenden Feinde. Wir müssen sie einholen, um den Verrat zu bestrafen und den Tod unserer Kampfgefährten zu rächen!«

Der Kaiser ließ zwei Grafen als Totenwache im Roncevaltal zurück und machte sich sogleich an die Verfolgung. Gräßlich war die Vergeltung, die seine Mannen übten; nur wenige Heiden entrannen dem Rachewerk.

Dann kehrten die Frankenkrieger zur Walstatt des Todes zurück und machten sich an die schmerzvolle, fromme Aufgabe, die Gefallenen zu bestatten. Das ganze Heer beweinte mit Karl

die herrlichen Paladine und ihre vielen Getreuen, die ihr Leben geopfert hatten. Sie wurden alle mit Wein und Salben gewaschen und dann eingesalbt in alexandrinische Tücher gehüllt, damit ihre Leichen unverwest mit in die Heimat geführt werden konnten. Auf sein breites Schwert gestützt, stand Karl lange vor der Reihe der erschlagenen Paladine und vor seinem herrlichen Neffen, der wie schlafend im Grase ruhte. »Nie mehr wird es einen Helden für mich geben wie dich, stark und tapfer, treu bis in den Tod«, stieß er leise hervor. »Keinen besseren Freund hatte ich auf Erden als dich, lieber Neffe Roland!« Tränen schossen ihm aus den Augen, und der mächtige Kaiser schämte sich ihrer nicht. Mit inniger Rührung nahm er Rolands Schwert Durandal an sich, das der Held mit seinem Leibe geschützt hatte.

Aber noch standen die Franken vor einem schweren Strauß, denn dem König Marsilias, der sich mit wenigen seiner Sarazenenkrieger über den Ebrostrom gerettet hatte, eilte mit gewaltiger Streitmacht der Kalif Baligan von Babylon zur Hilfe. Hochfahrend verlangten seine Gesandten Unterwerfung und Tribut der Franken. Als Antwort stellte der Kaiser seine Krieger in zehn Heerbannen zum Kampf bereit und ließ die Kriegshörner blasen. Er selber setzte sich dem Heer an die Spitze. Die Kämpfer unter dem Drachenbanner Babylons glaubten leichtes Spiel zu haben, und in dem mörderischen Kampf, der zwei volle Tage in der weiten Ebene hin und her wogte, wurde auch mancher Frankenschild zerhauen und mancher Frankenkrieger leblos aus dem Sattel geworfen. Doch die Heidenkrieger unterlagen dem Siegesmut und dem Schwerte der Frankenhelden. Wild entschlossen suchte Kalif Baligan den Zweikampf mit Kaiser Karl selber, doch er war der Heldenkraft des Frankenkaisers nicht gewachsen. Erschlagen sank er mit Babylons Drachenbanner in den Staub, seine Mannen flohen voller Entsetzen.

Als Sieger zog Kaiser Karl in Saragossa ein. Nachsichtig verschonte er alle Feinde, die sich ihm unterwarfen.

Dann ging der reisige Zug heimwärts ins Frankenland nach Aachen. Mit Lorbeerzweigen bekränzt, hielten die Sieger ihren Einzug in die Kaiserstadt. In Fesseln wurde Ganelon mitgeführt.

Den Kaiser drängte es, Gericht zu halten über den Verräter, der aus Rachsucht und um schnödes Geld den edelsten der Frankenhelden samt zwanzigtausend Kriegern den Untergang gebracht hatte.

Mit trotziger Miene stand Ganelon vor der Gerichtsversammlung, zu der der Herrscher die Weisesten aus allen Teilen seines Reiches berufen hatte. Der Angeklagte bestritt hartnäckig jede Schuld. Da erkannten die beratenden Richter auf Gottesurteil. Der riesenstarke Graf Pinabal, ein Freund Ganelons, war bereit, für ihn einzutreten. Die Sache des erschlagenen Roland vertrat Gottfried von Anjou, schlank und von behender Gewandtheit. »Ganelon ist ein Verräter«, rief er, »und ich will Roland verteidigen, ob auch Pinabal ein hochberühmter Recke ist.«

Auf freiem Felde vor der Kaiserstadt Aachen standen die beiden Kämpfer einander gegenüber. Schon beim ersten erbitterten Zusammenprall zersplitterten die Lanzen. Da sprangen sie vom Pferde und setzten den Schwertkampf zu Fuß fort. Pinabal, seinem Widersacher an Kraft überlegen, konnte den von Anjou schwer am Halse verwunden und wollte ihm Gelegenheit geben, sich zu unterwerfen. »Gäbe ich nach, so wäre ich ein Schurke gleich Ganelon, den du schuldlos nennst«, rief Rolands Stellvertreter keuchend, und damit führte er einen so wuchtigen Schlag auf den Helm des Gegners, daß sein Schwert tief in Pinabals Haupt eindrang. Leblos sank der starke Recke zu Boden.

Auch die Ritter, die Ganelons Partei ergriffen hatten, mußten nun erkennen, daß ein Gottesurteil gesprochen war. Der Kaiser ließ die Gerichtsversammlung über die Vollstreckung entscheiden,

und die weisen Richter erkannten für Recht, daß der verräterische Vasall, der so furchtbares Unheil über Kaiser Karls Getreue heraufgeführt hatte, von wilden Hengsten zu Tode geschleift werden sollte.

### ***König Artus und seine Ritter***

König Artus hatte einen schweren Krieg mit den Pikten und Schotten bestehen müssen und hatte nun die Ritter seiner Tafelrunde zur Siegesfeier um sich versammelt. Jener riesige Tisch gab einhundertundfünfzig Gästen Platz; durch geheimnisvollen Zauber paßte er sich in seiner Größe immer genau ihrer Zahl an. Aber darüber hinaus hatte Artus viele hundert Gäste geladen. Sie kamen alle, die Könige und Fürsten, die Grafen und Ritter, die Damen und Edelfräulein, in Scharen herbei, aus Britannien und aus Irland, aus Holland und aus Deutschland. Reichbesetzte Tafeln erwarteten die Erschienenen, und in bunten Reihen ließen sie sich zum fröhlichen Festmahle nieder, um sich an Speise und Trank und an heiterer Kurzweil zu erfreuen.

Da geschah plötzlich etwas ganz Seltsames, das ihre Festesfreude in Bestürzung und Unwillen kehren sollte. Ein Bote betrat nämlich den Festsaal, ein hochgewachsener, stattlicher Jüngling im schmucken seidenen Gewand. In seiner Hand hielt er ein Trinkhorn, das an einer Schnur an seinem Halse hing. Keiner der Gäste hatte bisher solch ein kostbares Stück gesehen: Es war ungewöhnlich groß und aus Elfenbein, mit vier goldenen Bändern umwunden und mit reichem Schmuck verziert; den oberen Rand umschloß ein silberner Ring, an dem erklangen wunderbar süß bei jeder Bewegung hundert winzige Glöckchen aus purem Golde, wohl schöner als Harfenton und Mädchengesang.

Der Bote hob das wunderbare Horn – eine kunstfertige Fee hatte es einst zu Lebzeiten des frommen Kaisers Konstantin gefertigt und ihm Zauberkräfte verliehen – in die Höhe und ließ die Glöckchen schwingen, daß sie wohl eine Wegstunde weit vernehmbar waren. Urplötzlich war lautlose Stille im Festsaal: Die Gäste vergaßen Speise und Trank und fröhliche Unterhaltung, die Knappen, die den Fisch auftrugen, standen wie gebannt, und die Mundschenken erstarrten auf ihren Plätzen und vergaßen, den köstlichen Wein zu kredenzen; Herr Keu, der Seneschall, ließ die Schüssel, die er in der Hand hielt, zu Boden gleiten, und der Brotschneider gab nicht acht auf sein Tun, so daß ihm das spitze Messer in die Hand fuhr; auch dem König Artus selber erstarb das Wort auf den Lippen.

Eine drückende Stille lag über dem Festsaal.

Freimütig trat der Fremde vor den König und grüßte ihn mit höfischer Ehrerbietung. »Der Herr des Himmels segne Euch, König Artus, und erhalte Euch mitsamt den edlen Rittern, die ich hier um Euch versammelt sehe!«

König Artus erwiderte den Gruß sehr freundlich.

»Geruhet mich anzuhören«, fuhr der Sendbote fort: »Euch, sendet Herr Mangon, der edle König

von Moraine, dieses kostbare Trinkhorn. Er läßt Euch bitten, ihm dafür weder Dank zu zollen noch ihm böse zu sein.«

König Artus gestand ihm seine Bitte zu, nahm das kostbare Geschenk entgegen und lud den Boten zum Mahle. »Als Zeichen meines Dankes werde ich Euch zum Ritter schlagen«, sagte er, »und Euch morgen reichlich mit Gold entlohnen.«

»Einem Knappen würde es unziemlich anstehen, an der Rittertafel zu sitzen«, versetzte der Bote mit bescheidenem Anstand. »Lasset mich in meine Herberge gehen, mich auszuruhen; in festlichem Gewande, so wie es der Würde des heutigen Tages entspricht, werde ich sodann zu Euch zurückkehren und Euren königlichen Lohn entgegennehmen.«

Damit schied der Bote – doch er begab sich nicht in die Herberge, sondern verließ in aller Eile heimlich die Stadt Carlion.

In tiefem Sinnen hielt König Artus das kostbare Trinkhorn in der Hand. Er zeigte es den Gästen, Herrn Gauvain, Herrn Giflet und Herrn Yvain und den Baronen und Rittern ringsum an der Tafel.

Dabei bemerkte der König, daß die goldenen Bänder, die das Horn umschlossen, Schriftzeichen trugen. »Eilet zum Schloßkaplan«, gebot er sogleich einem seiner Kammerherren, »und lasset ihn ergründen, was diese silbernen Zeichen bedeuten!«

Diensteifrig ging der schriftkundige Mann an die Entzifferung. Als bald trat er vor König Artus. »Gewähret mir Gehör«, sagte er mit höfischer Verneigung und konnte sich dabei doch eines Lächelns nicht erwehren. »Was ich hier soeben gelesen habe, will ich Euch leise ins Ohr sagen, denn mir erscheint nicht ratsam, es dieser ehrenwerten Festversammlung vorzutragen. Etwas so Seltsam-Wunderbares hat bis heute noch kein Mensch vernommen.«

König Artus winkte unwillig ab. »Ich wünsche«, sagte er, »daß Ihr die Inschrift des Trinkhorns vernehmbar meiner gesamten Ritterschaft vorleset; auch die Damen und Edelfräulein sollen davon Kenntnis haben!«

Voller Spannung wartete nun jeder der Gäste auf die Neuigkeit; sie ahnten nicht, daß sich für viele von ihnen sehr bald die Freude in Betrübnis und in Zorn verwandeln sollte.

»Lasset mich Euch noch einmal warnen«, begann der kluge Kaplan wohlmeinend von neuem, aber als König Artus wiederum ungehalten abwinkte, fuhr er fort: »Wolltet Ihr meinen Worten Glauben schenken, so würdet Ihr nicht darauf bestehen, die Inschrift kennenzulernen. Ist es aber Euer Wille, alles zu erfahren, so höret, was König Mangon, der König von Moraine, Euch entbietet:

Dieses Trinkhorn hat eine Fee in rachsüchtigem Spott geschaffen. Auch der wackerste, klügste Mann, so sagt sie, wird nicht imstande sein, daraus zu trinken, wenn er in seiner Ehe eifersüchtig ist oder es mit der ehelichen Treue nicht ernst nimmt. Jeder Trunk aus dem Horn wird ihm unmöglich sein, denn er wird den Wein trotz aller Vorsicht verschütten und sein Gewand damit beflecken. Wer aus diesem Horn trinken will, muß eine Frau haben, die nicht Untreue noch Gewinnsucht oder Hoffart kennt und keinen Mann als ihren eigenen liebt. Nur wer eine solche Frau besitzt, wird ruhig den Wein aus dem Horn trinken können.«

So lautete die Inschrift. Etwas zweifelnd blickte der Kaplan, der sie verlesen hatte, in die Runde. »Wenn diese Zeilen die volle Wahrheit sprechen«, schloß dann der gelehrte Mann, »so glaube ich nicht, daß es hier bei uns und weit im Umkreise einen einzigen verheirateten Ritter gibt, dem das Trinkhorn auch nur einen kleinen Schluck gewähren wird. . .«

Für manche Edeldame, die voller Vorfriede an den Königshof gekommen war, verdüsterte sich urplötzlich der strahlende Tag. Kaum eine Ehefrau – mochte sie ihrem Manne noch so treu sein – war unter den Gästen, die jetzt nicht den Kopf hängen ließ. Selbst die Königin saß mit niedergeschlagenem Blick da. Und die verheirateten Herren am Hofe? Auch sie verrieten ihre Unruhe, denn wer wollte sich der Gefühle und der Herzensempfindung seiner Ehefrau so völlig sicher sein?

Mit Scherz und beißendem Spott dagegen steckten die Edelfräulein flüsternd die Köpfe zusammen und blickten in die Runde; »heute wird es sich erweisen, wer an Eifersucht leidet und wer auf die Treue seines Ehegemahls nicht bauen darf« dachten sie voller Schadenfreude.

Selbst König Artus war voller Unruhe und Arger, doch er suchte es zu verbergen und trug heitere Miene zur Schau. »Füll das prächtige Horn bis zum Rande!« befahl er dem Seneschall Keu. »Ich will selber als erster die Probe machen.«

Herr Keu tat nach seinem Geheiß. Alle blickten auf König Artus, als er das dargereichte Trinkhorn zum Munde führte. Aber o weh! Aus dem guten Schluck, auf den er gehofft hatte, wurde nichts, denn er verschüttete den Wein; an seinem kostbaren Gewande troff er bis zum Boden hinab.

Da packte den König grimmiger Zorn. Er ergriff ein Messer, und hätten die Ritter in seiner Nähe ihn nicht gehindert, so wäre es wohl um die Königin geschehen gewesen.

»König Artus« sagte Herr Yvain in heftigem Tadel, »so mäßigt Euch doch in Eurem Zorn! Glaubt Ihr, es gäbe irgendeine verheiratete Frau auf der weiten Welt, die nicht irgendeinmal einem törichten Gedanken nachgegeben hätte? Eure Probe mußte mißlingen. Lasset alle verheirateten Herren hier im Saale den gleichen Versuch machen! Erst wenn er anderen Erfolg zeigt, habt Ihr ein Recht, unsere holdselige Frau Königin zu tadeln. Wir alle wissen, daß Ihr ein hochgesinnter Herr und König seid und daß unsere königliche Herrin ein Vorbild der Redlichkeit und Treue ist. Wohl niemand hat bisher vernommen, daß sie etwas Unrechtes begangen hätte.«

Voller Unwillen blickte jetzt auch die Königin auf ihren Gemahl. »Herr Yvain«, wandte sie sich an den Recken, der so ritterlich für sie eingetreten war, »mein Gewissen ist rein. Mag mein Herr und Gemahl ein Gottesurteil herbeiführen und mich auf einen Scheiterhaufen aus Dornenholz werfen! Wird mir dabei auch nur ein Haar auf meinem Kopfe oder der Saum meines Kleides versengt, so darf er mich von wilden Pferden zu Tode schleifen lassen! Niemals habe ich einen andern Mann als ihn, meinen mir ehelich angetrauten Gemahl, geliebt, und auch künftig werde ich nicht anders handeln. Zugegeben sei, und darin zeigt das Horn die Wahrheit an, daß ich im vergangenen Jahre einem jungen Edelknappen einen Ring schenkte, weil er einen bösen Riesen, der Herrn Gauvain verleumdet hatte, im Kampfe niederwarf. Bei seinem Abschied erzeugte ich ihm diese Huld, denn ich hoffte, ihn für König Artus' Tafelrunde zu gewinnen. Wer aber will mir vorwerfen, ich hätte in meinem Leben je gegen die gute Sitte verstoßen? Niemals würde ich einem andern Manne, und sei er der reichste oder mächtigste Herrscher auf Erden, mein Herz schenken. Nein, wer uns dieses Trinkhorn überreichen ließ, hat sicherlich nie eine edle Frau geliebt. Mir aber hat er schmähhches Unrecht angetan; nie wieder werde ich heiter und froh sein, bis mir Genugtuung geworden ist.«

»Lasset solche Rede!« rief König Artus. »Keinem meiner Gäste bin ich fürderhin zugetan, der einen Rachefeldzug unternimmt gegen den, der uns das zauberkundige Trinkhorn sandte. Habe ich dem Boten nicht vor allen Rittern mein Königswort verpfändet, ich würde ihm keinen Dank für sein Geschenk wissen, ihm aber auch niemals grollen? Unrecht und ehrlos wäre es also, mein Wort zu brechen. Ein König, der nicht zu seinem Versprechen steht, verdient kein Lob mehr.«

Die Königin drängte ihren Gemahl, von seinem Vorhaben abzulassen. »Mein Herr Gemahl«, beschwor sie ihn, »seit ich mit Euch verlobt bin, führe ich ein glückliches Leben; den besten von den drei mächtigsten Königen dieser Erde habe ich zum Gatten. Wie sollte ich da wohl auf einen anderen mein Verlangen richten? Ihr tut großes Unrecht, mir zu zürnen. Aber in gleicher Weise solltet Ihr auch davon absehen, von irgendeinem hochgesinnten Ritter Eurer Tafelrunde eine solche Probe zu verlangen, denn damit gefährdet Ihr die Ehre seiner Frau!«

Doch König Artus wollte diese wohlmeinenden Worte nicht gelten lassen. Er verlangte vielmehr, daß alle seine Gäste aus dem Horn trinken sollten, damit er nicht als einziger beschämt dastehe.

Der König von Sinadone war der erste, dem er das Horn reichen ließ. Aber schon als dieser es zum Munde führte, verschüttete er den Wein. Nicht besser erging es dem König Nut Aguisset. Der König von Schottland wollte die Weinprobe mit Gewalt erzwingen, doch bei ihm stellte sich der gleiche Mißerfolg ein; voller Arger setzte er das Horn ab. Vergebens hofften auch der König von Cornwall und vier andere Könige auf ihr Glück; auch dem König Caraton floß der Wein den Bart hinab und auf sein Gewand. Zwei irische Könige, dazu dreißig Grafen mußten sich desgleichen von der Tischrunde verhöhnen lassen, weil sie das Horn nicht an die Lippen brachten, ohne ihr Gewand zu beflecken. Aber keiner dieser vielen adligen Herren, der über den Mißerfolg anderer gelacht hatte, konnte selber auch nur einen Schluck unbeschadet zu sich nehmen.

Mit zornigen Verwünschungen setzte einer nach dem andern das zauberkräftige Horn ab.

Nicht ohne Freude sah König Artus das Mißgeschick seiner Gäste.

»Jetzt brauche ich nicht länger allein den Spott zu tragen, ihr Herren«, sagte er lächelnd. »Der Übersender dieses Trinkhorns hat mir fürwahr ein großes Geschenk gemacht. Für alles Gold in der Welt wollte ich es nicht wieder aus der Hand geben. Jeder Ehemann soll künftig die Probe mit dem Horn machen.«

Artus warf einen Blick auf die Königin, die vor Erregung über diesen wundersamen Zauber ganz rot geworden war; dabei erblühte sie lieblicher als eine Rose. Dem König erschien sie so schön, daß er sie an sich zog und sie vor allen Rittern dreimal küßte. »Ich zürne Euch nicht mehr«, sagte er liebevoll.

»Ihr seid mein gnädiger Herr und Gemahl«, antwortete sie ergeben.

Der Reihe nach erprobten alle Gäste dieses höchst wundersame Trinkhorn. Keiner von ihnen war in der Lage, es bis auf den Grund zu leeren.

Es war da auch Ritter Caradoc, ein liebenswerter, feingebildeter Herr, waffentüchtiger als alle, es sei denn Herr Gauvain, mit seiner Frau; in ihrer Jugendschönheit, dem langwallenden Blondhaar und dem reizenden Gewand glich sie einer Fee. Mit blanken, fröhlichen Augen ergriff Caradoc das Trinkhorn und blickte seine Gattin an; sie erwiderte seinen Blick und sagte ohne alle Verlegenheit:

»Lieber Freund, Ihr braucht keine Bedenken zu haben, aus dem Horn zu trinken, nein, mir zur Ehre sollt Ihr den Versuch wagen. Ihr wißt, daß ich Euch gegen keinen Herrn, und wäre er noch so hochgeboren, eintauschen würde und daß ich nie auch nur einen einzigen Gedanken gehegt habe, der mich von Euch entfernte!«

Da hob der junge Ritter das Trinkhorn, das man mit edlem Wein bis an den Rand gefüllt hatte, und – leerte es bis auf den Grund!

Voller Staunen sprangen die Gäste von ihren Sitzen auf. Caradoc aber schritt fröhlich auf den König zu und zeigte ihm das geleerte Horn; nicht einen Tropfen hatte er verschüttet!

»Ihr seid ein wackerer Ritter!« rief König Artus froh bewegt aus. »Wirklich, vor mehr als hundert Augenzeugen habt Ihr die Probe bestanden. So höret: Vor zwei Jahren habe ich Euch Cirencestre als Lehen gegeben. Jetzt übertrage ich es Euch und Euren Nachkommen für alle Zeit. Und weil Ihr eine so treffliche Ehegattin habt, so überlasse ich Euch das kostbare Trinkhorn, das an die hundert Pfund Gold wert ist, als Lohn für Eure schöne Tat zu dauerndem Besitz! Möge es Euch Glück bringen Euer Leben lang!«

Ritter Caradoc dankte dem König für diese Beweise seiner gnädigen Gesinnung und nahm wieder neben seiner schönen Gemahlin an der Tafel Platz.

Als dann bald darauf das festliche Gastmahl zu Ende ging, nahmen alle Abschied voneinander und zogen in die Heimat zurück. Wer aber später in Cirencestre einkehrte, konnte dort auf dem Ehrenplatz an der Wand das zauberkräftige Trinkhorn bewundern. Herr Caradoc und seine Nachkommen hielten das kostbare Wertstück in hohen Ehren.



## *Die Rosen von Pougues*

Nördlich von Nevers, genau in der Mitte Frankreichs, liegt die kleine Stadt Pougues, im Sommer wegen ihrer Mineralquellen stark besucht. Das kalte eisenhaltige Wasser wird gegen Nierenleiden empfohlen. Die Stadt lehnt sich an einen Berg, von dem aus man die Loire sieht, die sich wie ein silbernes Band durch das Tal schlängelt. Über dem Tal erhebt sich der alte Turm des hochgelegenen Ortes Cancerre, er blickt hinüber zu den südlichen Turmspitzen von Nevers und zu den Bergkuppen der Auvergne, die blau und fern emporragen.

Eines Tages klagte Heinrich der Dritte, König von Frankreich, über Nierenschmerzen. "Ach, Miron", sagte er zu seinem Leibarzt, "ich glaube, ich bin verhext."

Der würdige Doktor lächelte fein. "Was eure Hoheit krank macht, sind keine Hexenmeister, sondern hübsche, ganz wirkliche Hexen. Bleibt ein paar Tage ganz ruhig und trinkt das Wasser von Pougues."

Das tat der König, und das Wasser bekam ihm so gut, daß seine Mutter, Katharina von Medici, die sich ebenfalls behext fühlte, auch davon trank. Auch ihre Leiden wurden dadurch gelindert, und sie ließ für die Bequemlichkeit der anreisenden Kranken eine Anstalt bauen, von der man heute nur noch verfallene Mauern sehen kann. Aber der Ruf der Quellen war begründet, und berühmte Zeitgenossen hielten sich dort in den folgenden Jahrhunderten auf.

Den Kurgästen, die heute auf jenem Berg Blumen pflücken und die herrliche Aussicht genießen, ist dieser Werdegang kaum geläufig. Eher erfahren sie eine andere, viel wehmütigere Geschichte. Sie hat mit dem Duft der Rosen zu tun, die auf dem Berg wachsen, weißer Rosen, wie man sie schöner nirgends sehen kann . . .

Vor langer Zeit lebte in dieser Gegend ein Ritter. Er hatte drei Töchter, die sehr schön waren. Besonders die jüngste, Emma mit Namen, gefiel allen jungen Männern. Eines Tages, als Emma sechzehn war, zog der Ritter nach Spanien und ließ seine Töchter mit dem Burgkaplan allein. Die Mutter war seit fünf Jahren tot.

In der Nacht, als der Vater genau zwei Wochen im Süden weilte, hatten die drei Schwestern den gleichen Traum. Sie träumten, eine von ihnen würde vom Blitz erschlagen werden. Weinend umarmten sie sich. "Wenn es nur nicht Emma ist!" riefen die beiden älteren, "der Vater hat sie so gern. Wenn es uns trifft, wird er weinen, trifft es sie, so stirbt er vor Schmerz."

Gegen Mittag des nächsten Tages belud sich der Himmel mit dicken, schwarzen Wolken, ein Gewitter zog grollend herauf. Direkt über dem Haus entlud es sich. Noch nie hatte der Donner so furchtbar über dem Land getobt, und doch wehte kein Lüftchen, kein Tropfen Regen fiel.

Die älteste Schwester sagte: "Ich will dem Schicksal gehorchen, ich gehe hinaus." Sie setzte sich auf eine Bank, mitten im Park. Den ganzen Tag saß sie dort; das Gewitter tobte ununterbrochen. Sie wartete aber vergebens, kein tödlicher Blitzschlag traf sie.

Die zweite ging hinaus. "Mich ruft der Donner, ich muß ihm gehorchen." Der Donner rollte fön und fön über den schwarzen Wolkenhimmel, aber kein Blitz fuhr zu dem Mädchen nieder, obwohl sie die ganze Nacht draußen ausharrte.

Da sagte Emma: "Seht ihr nun, ich bin es, die sterben wird. Lebt wohl, Schwestern, denkt

bisweilen an mich." Sie zog ihr schönsten Kleid an, schmückte ihr blondes Haar mit einem Kranz weißer Rosen und ging zu der Bank im Park hinüber.

Kaum hatte sie Platz genommen, als ein furchtbarer Donnerschlag die Luft erschütterte und ein flammender Blitz auf das ruhige Mädchen niederfuhr. Sofort danach teilten sich die Wolken, der Himmel erstrahlte in reinstem Blau, der Ort, wo das Mädchen gesessen hatte, war leer - bis auf den weißen Rosenkranz.

Seit diesem Tag geschah es, daß man jedesmal, wenn ein Gewitter die Gegend bedrohte, den Schatten eines weißgekleideten, mit Rosen bekränzten Mädchens durch den Park irren sah. Sie ging über die Täler, sie beschützte die Ernte der Bauern, Kinder, die der Donner ängstigte, schaukelte sie in die Wiege; sie hielt die Bäume am Boden fest, die der Sturm entwurzeln wollte, überströmende Bäche hielt sie in ihrem Bett zurück. Auch der Zaghafteste faßte wieder Lebensmut, wenn er der weißen, nächtlichen Erscheinung begegnet war.

Einmal kam ein armer Bauer den bewaldeten Hügel herab, über den die Straße von Nevers führt, und wollte in sein Dorf. Er trieb seine Ziegen vor sich her - oder vielmehr: er ließ sich von ihnen leiten, denn Trauer zerfraß sein Herz, Er wollte Bertha, seine hübsche Freundin heiraten, die er mehr liebte als seine ganze Herde. Aber am nächsten Tag wollten die Herrschenden der Gegend seine Herde pfänden, und er konnte sich dagegen nicht wehren. Ohne Herde, ohne Geld, wie sollte er da heiraten?

Von solchen Gedanken geplagt, ging er weinend den Weg hinunter. Er bemerkte die große, schwarze Wolke nicht, die von Westen heraufzog und in der ein dumpfer Donner rollte. Weiter schritt er seinen Tieren nach, die Wolke kam immer näher. Plötzlich, als der Bauer aufblickte, fand er sich in der Nähe der alten Burg wieder, die gar nicht auf seinem Weg lag. Und auf einmal brach das Gewitter mit derartiger Gewalt aus, wie er es noch nie erlebt hatte. Dabei wehte kein Lüftchen, kein Tropfen Regen war zu spüren.

Der Bauer war zu bekümmert, um ängstlich zu sein, seine Alltagssorgen waren stärker, als alle Furcht vor dem Unwirklichen. Dennoch blieb er erschrocken stehen, als er beim Schein eines Blitzes eine ganz weiß gekleidete junge Frau auf dem Weg stehen sah. Als er nah bei ihr war, nahm sie ihre Kopfbedeckung ab. "Hör mal, Bauer, ich will dir etwas schenken. Siehst du die Rosen hier? Willst du sie haben?"

"Sie sind sehr schön, fremde Dame. Aber - Rosen für mich?"

Morgen verkauft man meine Herde, man wird auch mein Bett verkaufen, mein Haus! Nein, ich brauche keine Rosen!"

"Nimm sie nur", sagte die Frau beharrlich. Ein trauriges Lächeln lag auf ihren Zügen.

"Nun gut, ich will eine für meine Bertha nehmen. So hab' ich wenigstens etwas, das ich ihr schenken kann. Eine Blume wird man mir wohl nicht pfänden. Und wenn ich das Tal verlassen habe, wird Bertha etwas haben, das sie an mich erinnert."

"Hier, Bauer, da ist eine für deine Freundin, eine für dich, für deine Mutter eine, diese da ist für deine Gläubiger, und die anderen behalte zum Andenken an die weiße Dame. Du bist der letzte, der mich sieht. Meine Zeit ist vorüber. Heute, auf die Stunde genau vor zehn Jahren, hat mich auf dieser Bank der Blitz..."

Ein furchtbarer Donnerschlag beendete ihre Worte. Erschrocken fuhr der Bauer zusammen. Als er die Augen wieder hob, war die Erscheinung verschwunden, das Haus selbst in Schutt und Asche versunken. Das Gewitter war spurlos vorüber.

In seiner Hand hielt der arme Bauer acht schwere, goldene Rosen. Er schenkte die erste seiner Berta, behielt eine für sich, gab eine andere seiner Mutter, die dritte seinen Gläubigern und die restlichen behielt er als Andenken an die weiße Dame von Pougues, die nicht wieder gesehen wurde, auch nicht bei der Hochzeit des Bauern, acht Tage später.

Die Trümmer des Hauses bedeckten sich mit Gras und Blumen. Keine Blume wird dort so heimisch wie die weiße Rose, die in vollen, duftenden Büschen aus den Ruinen hervorwächst. Der ganze Berg steht voll davon.

### *Der Hexentanz*

Vor zwei Jahrhunderten stand bei Morimont eine Ziegelei. Der Ziegler hatte sieben Söhne, die alle kräftig und gesund waren und bei ihm arbeiteten.

Am Stephanstag gingen drei von ihnen, Peter, Mathis und Durs, zum Fest nach Charmoille. Es lag viel Schnee in den Tälern. Nachdem die Feier beendet war, blieb Durs, der eine Geliebte in Charmoille hatte, bis in die Nacht, während seine Brüder in die Ziegelei zurückkehrten.

Endlich trennte er sich auch von dem Mädchen und machte sich auf. Als er auf die ausgedehnten Weiden, dem Schloß von Morimont gegenüber, gelangte, hörte er schon von weitem eine schöne Musik, sah Lichter an einer mächtigen Eiche glänzen, - es war eine überaus helle Pracht. Männer und Frauen tanzten um die Eiche herum und schienen sich sehr zu amüsieren.

Der erstaunte Durs glaubte plötzlich, in einem großen Saal zu sein. Tische standen darin, mit Essen und Trinken beladen, was das Herz nur begehrt. Da er ein Bursche war, der keine Angst kannte, näherte er sich einem der Tische. Unverzüglich traten mehrere Gäste auf ihn zu und sahen ihn neugierig an. Nach einer Weile fragten sie: "Willst du wohl mithalten?"

"Warum nicht", antwortete Durs, "ich bin gern dabei, wenn es lustig zugeht. Aber sagt: wem gehört denn dies schöne Haus?"

"Dem da drüben an der Stirnseite", erwiderte ihm eine Frau, die ihn seltsam ansah. "Er ist ein überaus reicher Mann, der jede Nacht seinen Freunden ein ausgiebiges Fest veranstaltet. Aber wenn einer angenommen sein will, dann muß er sich in ein Buch einschreiben. Mit seinem Blut."

Sie holte sofort das genannte Buch und forderte ihn auf, seinen Namen zu verewigen.

Durs überlegte. Dann sagte er: "Ich will wohl, aber vorher möchte ich euch um eine frische Apfelblüte bitten." Sie holte ihm das Gewünschte. Nun ritzte sich Durs den Arm auf, tauchte die Feder in das herausfließende Blut und nahm das Buch. Statt seinen Namen schrieb er aber einen erfundenen hinein.

Da war plötzlich alles wie ein Spuk verschwunden. Durs hielt das Buch noch in den Händen, er konnte sich aber nicht aus der schneebedeckten Dornenhecke befreien, in der er eingezwängt stand. Er wußte nicht, wo er war und schrie aus Leibeskräften um Hilfe.

Erst gegen Morgen hörten ihn seine Verwandten. Sie suchten und fanden ihn und wunderten sich

über die Apfelblüte in seinem Hut und das Buch in seiner Hand. Sie brauchten einen ganzen Tag, um ihn aus den Dornen zu befreien, und er war so verstört, daß er nicht reden konnte.

Das Buch verbrannte man. Mehrere Leute aus dem Dorf hatten darin gestanden.

### ***Das geheime Gewölbe***

Noch heute glaubt man, daß unter dem Straßburger Münster ein gewaltiges Gewölbe liege, das einen geheimnisvollen See verbirgt. Auf diesem See kann man in einem Boot, durch unterirdische Gänge und Kanäle bis zu dem Ort hin- und herfahren, wo der im Jahr 1576 errichtete Fischbrunnen steht.

Nachts, wenn es ganz still ist, haben schon viele Bürger ganz deutlich das Geplätscher und das Fluten des Wassers gehört, und die Ruderschläge, die den Nachen auf dem düsteren See vorwärtstreiben. Dumpf und hohl dröhnt es unter der Erde, und alle, die es hören, erfüllt es unwiderruflich mit Grauen.

Dem Münster gegenüber, unter dem Haus neben der Apotheke "Zum Hirschen", soll ehemals ein Eingang zu dem Gewölbe gewesen sein. Es war ein finsternes, unheimliches, mit einer starken Tür verschlossenes Loch.

Viele hatten versucht, durch die Öffnung hinunter zu gelangen in das Gewölbe und auf den See hinab. Keinem wollte es je gelingen. Jedesmal, sobald man die Tür geöffnet hatte, wehten furchtbare Windstöße herauf aus der kalten Tiefe, und mit Sturm und Qualm verlöschten die Lichter der Wagemutigen, die hinab wollten.

Ebenso vergeblich waren die Bemühungen, mit langen Stangen in den schwarzen Schlund hineinzustoßen, um zu ergründen, wohin die Höhle sich windet. Umsonst war alles Forschen. Jähes Grausen überfiel unvermittelt auch die Beherztesten, und sie mußten sich mit zerrütteten Nerven zurückziehen.

Wenn drüben im Fluß das Wasser ansteigt, erheben sich die Fluten auch unten in dem unerforschten See.

Schlangen, Kröten, Molche und anderes Ungeziefer, seltsame Wesen mit roten Augen, krochen dann keuchend und glitschig durch das Loch heraus aus dem unterirdischen Schacht. Schrecken erfaßte alle, die in der Nähe waren, und um weiterem Unheil vorzubeugen, wurde fortan die Öffnung samt der Tür vermauert und verkalkt.

Kein einziger Mensch, auch der kühnste und phantasiebegabteste, wäre imstande, sich das unheimliche Treiben unten im Gewölbe vorstellen zu können, geschweige denn, seinen Anblick zu ertragen.

Und noch jetzt, wenn man nach Mitternacht am Münster vorbeigeht, soll man oft, dumpf und weit weit entfernt, aber doch noch ganz deutlich vernehmbar, aus der Tiefe herauf das Fluten und Anschlagen der Wellen und das Schaukeln und Wiegen der Boote, die über den See gleiten, hören; und manchmal sogar das Fletschen und Keuchen der Wesen, die dort unten

herumkriechen.

Die Haare sträuben sich einem dann über soviel Unfaßbares, und man eilt durch die Nacht, weg von dieser Stelle, der warmen, sicheren Wohnung zu.

### ***Das Gold von Toulouse***

Glück ist nur dort, wo das Gold nicht ist. Diese Weisheit kannten die Alten. Deshalb sagten sie auch, wenn sie das Unglück eines Menschen zeigen wollten: Er hat Gold!

Die Vorfahren der Toulouser hatten einen Tempel, der inmitten eines Sees lag. In diesen See warfen sie ihre Opfer in Gold und Silber. Sie waren mit bei dem Sturm und der Plünderung des Apollotempels durch die bis nach Asien vorgedrungenen Gallier gewesen und hatten eine große Beute mit in die Heimat zurückgebracht. Aber kaum war das sieg- und beutereiche Heer in Toulouse angelangt, als eine furchtbare Pest ausbrach.

Die Priester fragten bei den Göttern um Rat, und das Orakel erklärte, das Gold des geraubten Tempels von Delphi schreie um Rache, und die Seuche werde nicht aufhören, bis die Beute in den heiligen See versenkt worden sei. Und so geschah es dann.

Der Glaube des Volkes vermehrte diese Schätze, bis endlich die Römer kamen und das Land eroberten. Caepio handelte als Sieger und tat, was die Toulouser anderswo selbst getan hatten. Er holte das Gold aus dem heiligen See herauf und führte es heim. Unterwegs wurden die Räuber von anderen Räubern überfallen, und die Beute wurde ihnen wieder abgenommen. Der Senat klagte Caepio an, er habe das Geld für sich behalten wollen. Da er mit leeren Händen kam, war seine Verteidigung ohne Kraft, er wurde verurteilt, verbannt und starb elend in der Fremde.

Die Sage setzt hinzu: Alle seine Soldaten, die von dem Gold genommen hatten, kamen ebenfalls unglücklich um. So entstand der Spruch: Er hat Toulouser Gold. Und das heißt: Er ist unglücklich.

### ***Der Blaubart***

Einst lebte ein reicher Mann, der schöne Häuser in der Stadt und auf dem Land hatte, auch Gold- und Silbergeschirr, gestickte Tücher und ganz vergoldete Kutschen; aber zum Unglück hatte dieser Mann einen blauen Bart, und der machte ihn so häßlich und so fürchterlich, daß alle Mädchen und Frauen vor ihm davonliefen.

Eine seiner Nachbarinnen, eine Dame von Stand, hatte zwei vollkommen schöne Töchter. Er bat

sie um eine davon zur Gattin und ließ ihr die Wahl, welche sie ihm geben wollte. Die Mädchen wollten ihn beide nicht, eine wies ihn zu der anderen; sie konnten sich wirklich nicht entschließen, einen mit einem blauen Bart zum Mann zu nehmen.

Noch mehr Widerwillen erregte bei ihnen der Umstand, daß er schon mehrere Frauen gehabt hatte, und man wußte nicht, was aus denen geworden war.

Blaubart führte sie, um Bekanntschaft zu machen, mit ihrer Mutter, drei oder vier von ihren besten Freundinnen und einigen jungen Leuten aus der Nachbarschaft auf eines seiner Landhäuser, wo man acht Tage lang blieb.

Da gab es Spaziergänge, Jagdpartien, Fischen, Tanzen, Gastmähler und Zwischenmahlzeiten. Man schlief kaum und verbrachte die Nacht damit, miteinander zu scherzen und zu schäkern.

Es ging, kurz gesagt, alles so gut, daß die jüngere Schwester anfang zu meinen, der Hausherr hätte gar keinen so blauen Bart und wäre ein sehr honoriger Mann.

Als man wieder in der Stadt war, wurde die Ehe beschlossen. Nach Verlauf eines Monats sagte Blaubart zu seiner Frau: "Ich muß, einer dringlichen Angelegenheit wegen, auf mindestens sechs Wochen in die Provinz. Vergnüge dich wohl in meiner Abwesenheit, lasse Freundinnen zu dir kommen, mit denen fahr aufs Land und laß es dir lustig sein."

Seiner Frau war es recht. "Werde ich mit allem im Haus zurechtkommen?" fragte sie.

"Hier", sagte er, "nimm diese Schlüssel. Der ist für die Möbelkammer, der hier fürs Gold- und Silbergeschirr, die beiden hier für den Eisenkasten, worin mein Gold ist; die zu dem Kästchen, worin meine Edelsteine sind; und hier der Hauptschlüssel zu allen Zimmern. Dieser kleine Schlüssel gehört zu dem Kabinett am Ende der großen Galerie der unteren Zimmer. Schließ alles auf, geh überall hinein, aber in das kleine Kabinett zu gehen, verbiete ich dir! Ich verbiete es dir so sehr, daß du meinen bitteren Zorn fürchten mußt, wenn du die Weisung nicht befolgst."

Sie versprach, alles genau zu beachten, was ihr befohlen war; und er, nachdem er sie umarmt hatte, stieg in die Kutsche und trat seine Reise an.

Die Nachbarinnen und guten Freundinnen warteten nicht, bis die junge Frau sie einlud. So ungeduldig waren sie, alle Reichtümer des Hauses zu ergründen. Sie wären in ihrer Neugier schon längst eingedrungen, hätten sie nicht vor dem blauen Bart des Hausherrn solche Angst gehabt.

Jetzt eilten sie sogleich durch die Zimmer, die Kabinette und die Kleiderkammern, von denen eins immer schöner als das andere war. Dann gingen sie auch hinauf in die Möbelkammern, wo sie sich nicht genug über die Menge und Schönheit der Tapeten, Betten, Sofas, Lampen, Spiegel usw. wundern konnten. Sie hörten nicht auf, das Glück ihrer Freundin zu lobpreisen; doch dieser machte der Anblick all dieser Reichtümer kein Vergnügen, weil sie ungeduldig war, das Kabinett bei den unteren Zimmern zu öffnen.

Ihre Neugierde quälte sie so, daß sie, ohne zu bedenken, wie unhöflich es sei, ihre Gesellschaft zu verlassen, eine verborgene Treppe hinunterging, und zwar so übereilt, daß sie sich fast den Hals gebrochen hätte. Als sie an die Tür des Kabinetts kam, blieb sie einige Zeit stehen; sie dachte an das Verbot ihres Mannes und überlegte, daß ihr vielleicht ein Unglück geschehen könnte, wenn sie die Weisung mißachtete. Aber die Versuchung war so stark, daß sie ihr erlag; sie nahm also den kleinen Schlüssel und öffnete zitternd die Tür des Kabinetts.

Anfangs sah sie nichts, weil die Fenster zugesperrt waren; nach einigen Augenblicken fing sie

jedoch an zu sehen, daß der Fußboden ganz mit geronnenem Blut bedeckt war. An den Wänden hingen die Körper mehrerer toter Frauen. (Es waren sämtliche Frauen, die Blaubart geheiratet und eine nach der anderen ermordet hatte.)

Die Frau starb beinahe vor Furcht. Der Schlüssel, den sie aus dem Schloß gezogen hatte, fiel ihr aus der Hand. Als sie wieder zu sich gekommen war, nahm sie den Schlüssel auf, schloß die Tür wieder zu und ging hastig hinauf in ihr Zimmer, um sich ein wenig zu erholen; sie konnte sich aber nicht beruhigen, zu sehr stand sie unter dem Eindruck des soeben Erlebten.

Als sie bemerkt hatte, daß der Schlüssel zum Kabinett mit Blut befleckt war, wischte sie ihn zwei- oder dreimal ab; das Blut blieb jedoch daran kleben. Sie mochte ihn noch so viel waschen, ja, ihn mit Sand und Kies reiben: es blieb immer Blut daran, denn der Schlüssel war besprochen, und es gab kein Mittel, ihn zu reinigen. Wenn man das Blut auf einer Seite wegkratzte, kam es auf der anderen wieder zum Vorschein.

Blaubart kam noch am selben Abend von seiner Reise zurück und sagte, er habe unterwegs Briefe bekommen und daraus ersehen, daß die Sache, wegen der er die Reise antrat, zu seinem Vorteil ausgegangen sei. Seine Frau tat alles, was sie konnte, ihm zu zeigen, daß sie über seine schnelle Rückkehr sehr erfreut wäre. Am folgenden Tag forderte er die Schlüssel von ihr wieder, und sie gab sie ihm, wenn auch mit zitternden Händen, so daß er alles, was vorgefallen war, mit einem Blick erriet.

"Woher kommt es", fragte er sie, "daß der Schlüssel zum Kabinett nicht bei den anderen ist?"

"Ich muß ihn oben auf meinem Tisch gelassen haben", erwiderte sie.

"Gib ihn mir sogleich", sagte er.

Nach manchem Hin und Her blieb ihr kein Ausweg, sie mußte ihm den Schlüssel geben.

"Warum ist Blut an diesem Schlüssel?"

"Blut? Ich weiß es nicht."

"Du weißt es nicht? Ich hingegen weiß es wohl. Du hast in das Kabinett gehen wollen! Nun gut, Madame! Ihr werdet hineinkommen und Platz bei den Damen nehmen, die Ihr dort gesehen habt."

Weinend fiel sie dem Mann zu Füßen und bat ihn mit allen Anzeichen wahrer Reue um Verzeihung. So schön und betrübt wie sie war, hätte sie einen Felsen rühren können. Blaubarts Herz war aber härter als ein Felsen.

"Sie müssen sterben, Madame", sagte er, "und zwar noch in dieser Stunde."

"Wenn ich sterben muß", erwiderte sie mit Tränen in den Augen, "so laßt mir doch ein wenig Zeit."

"Ich gebe dir zehn Minuten", erwiderte Blaubart, "doch nicht einen Augenblick länger."

Als sie allein war, rief sie ihre Schwester und sagte ihr: "Schwester Anne, steige auf den Turm hinauf und sieh zu, ob meine Brüder nicht kommen. Sie haben versprochen, mich heute zu besuchen. Wenn du sie siehst, so gib ihnen ein Zeichen, damit sie sich beeilen."

Die Schwester ging auf den Turm. "Schwester Anne, siehst du niemand kommen?" "Ich sehe nichts als den blauen Himmel und das grüne Gras."

Unterdessen hielt Blaubart schon einen kurzen Säbel in der Hand, und schrie seiner Frau mit

allen Kräften zu: "Komm geschwind herunter, oder ich werde hinauf kommen!" "Noch einen Augenblick, bitte", erwiderte seine Frau, und sogleich rief sie ihrer Schwester leise zu: "Anne, meine Schwester, siehst du niemand kommen?" Und die Schwester antwortete: "Ich sehe nichts als den blauen Himmel und das grüne Gras."

"Komm sofort herunter, oder ich werde hinaufkommen!"

"Ich komme schon", erwiderte seine Frau, und dann rief sie wieder nach oben: "Anne! Schwester! Siehst du niemand kommen?"

"Ich sehe einen dicken Staub", antwortete Schwester Anne, "der steigt auf dieser Seite hier auf."

"Sind es meine Brüder?" - "Ach nein, Schwester, es ist eine Schafherde."

"Willst du nun herunterkommen?" schrie Blaubart.

"Noch einen Augenblick! - Anne! Schwester Anne, siehst du niemand kommen?"

"Ich sehe zwei Reiter, sie kommen von dieser Seite hier, sie sind aber noch sehr weit entfernt. - Gott sei gelobt! Es sind die Brüder! Ich winke ihnen zu, soviel ich nur kann, daß sie eilen sollen!"

Blaubart fing endlich so stark an zu schreien, daß das ganze Haus davon zitterte. Die arme Frau ging hinunter und warf sich ganz aufgelöst und mit zerrauften Haaren zu Boden. "Das hilft dir nichts", sagte Blaubart, "du mußt sterben!"

Er faßte sie mit einer Hand an den Haaren; mit der anderen schwang er den Säbel. Den Kopf wollte er ihr mit einem Schlag abhauen. Die arme Frau wandte sich zu ihm hin, sah ihn mit sterbenden Augen an und bat ihn, ihr noch einen kleinen Augenblick zu bewilligen, denn sie sei noch nicht so weit.

"Nein, nein!" sagte er, "verabschiede dich von dieser Welt." Und er hob den Arm auf ...

In diesem Augenblick klopfte es so stark an die Tür, daß Blaubart innehielt. Man machte auf, und sogleich traten zwei Reiter herein, die den Degen zogen und geradewegs auf Blaubart losstürmten. Der sah, daß er es mit den Brüdern seiner Frau zu tun hatte, der eine Dragoner, der andere Musketier; deshalb dreht er sich auf dem Absatz um und flüchtete. Die beiden Brüder seiner Frau waren ihm aber so dicht auf den Fersen, daß sie ihn faßten, ehe er die Freitreppe erreichen konnte.

Sie stießen ihm ihre Degen durch den Leib und ließen ihn verendend liegen. Die arme Frau war beinahe ebenso tot wie ihr Mann. Sie hatte nicht die Kraft, aufzustehen und ihre Brüder zu umarmen.

Es fand sich, daß Blaubart keinen Erben hatte. Und so blieb seine Frau Besitzerin aller seiner Güter. Sie wendete einen Teil an, ihre Schwester Anne zu verheiraten. Mit einem anderen Teil kaufte sie ihren Brüdern militärische Ehrenränge. Den verbleibenden Rest aber benutzte sie für sich und heiratete einen Mann ihrer Wahl, bei dem sie die Zeit vergaß, die sie bei Blaubart verbringen mußte.

*Alice*



Auf Quinipily, nahe dem Städtchen Baud, lebte ein alter, reicher Herr, der Millionen besaß und doch nicht glücklich war. Er konnte es auch nicht sein, denn er hatte keine Kinder.

Um das Schicksal doch noch zu versöhnen, hatte er oft an die Armen und Kranken Spenden verteilt, Wallfahrten gemacht, Kerzen entzündet und Andachten gehalten - vergeblich. Sein Wunsch ging nicht in Erfüllung. Traurig und einsam schlich das Alter heran, denn der Herr war mehr als sechzig Jahre alt, und seine Frau kam dem halben Jahrhundert ziemlich nah.

Als sie schon alle Hoffnungen aufgegeben hatten, beglückte die Natur sie doch noch mit einem reizenden Mädchen, das bei der Taufe den Namen Alice erhielt.

Unmöglich ist es, die Freude zu schildern, die das Ehepaar über die Geburt dieses so ersehnten Kindes empfand, noch die Sorge zu beschreiben, mit der die Kleine behütet wurde.

Mit zwölf Jahren war Alice schlank wie ein Hanfstengel, geschmeidig wie ein Schilfrohr, frisch, aber blaß wie die wilde Rose; freilich war sie sehr zart, und ihre schwache Natur, die ihrer Schönheit einen unnachahmlichen Reiz lieh, beunruhigte auch ihre Eltern, deren einziger Lebensinhalt sie war. Die berühmtesten Ärzte waren nicht zu teuer, um dem hübschen, aber schwächlichen Kind eine Lebensweise vorzuzeichnen, die seine Gesundheit kräftigen könnte; sie rieten Alice geregelte Tätigkeit, reine Feldluft, Spazierritte und verboten für immer durchwachte Nächte.

Alice befolgte die Ratschläge gewissenhaft. Von zwei Freundinnen begleitet, ritt sie täglich auf ihrem Pferd, das weiß wie Milch, sanft wie ein Lamm und flink wie ein Eichhörnchen war, durch die Gegend; sie besuchte die Katen und Hütten der Landarbeiter und Bauern, um Hilfe und gute Worte zu verteilen, sprach mit allen, gab ihnen Geld. Ihr Herz war aus Gold.

Mit sechzehn Jahren war Alice blühend wie die Gartenrose, denn einen guten Charakter setzt die Natur auch in Ansehnlichkeit um. Das Mädchen war groß und gekräftigt, und aus zwanzig Meilen in der Umgebung kamen, gelockt durch ihre jungen Reize, die Männer zu Besuch, entbrannt in Liebe und Begehren.

Ihr alter Vater, bedenkend, daß seine Jahre gezählt waren, und von dem Gedanken beunruhigt, seine geliebte Tochter könne einst ohne Mann zurückbleiben, drang oft in sie, einen der Bewerber zu wählen; aber Alice, die selbständig und frei war, wollte sich nicht binden.

Eines Tages kam ein junger, schöner Mann aus Versailles, ausgezeichnet durch Anmut und edle Haltung, als ein entfernter Verwandter der Eltern nach Quinipily; er sah Alice, verliebte sich in sie, gewann auch ihr Herz, und sie beschlossen, zu heiraten.

Nie hatte es eine schönere, fröhlichere, reichere Hochzeit gegeben, nie waren so viele Gäste so glücklich gewesen, niemals hatten zu so klangvollen Sackpfeifen und Brummbässen so viel Leute getanzt. Und doch nahm, mitten in dem Glanz und dem lärmenden Jubel, alle Herzen eine ängstliche Beklemmung ein und erstickte die Freude.

Es hatte jedoch, für den, der es hören konnte, am Abend vor dem Fest die Hundemeute des Anwesens die ganze Nacht geheult; die Kerzen für die Braut hatten nur schwach gebrannt und waren ohne Rauch verloschen; beim Essen war Salz auf den Tischen verschüttet worden; Alice war an einem Dreizehnten des Monats getraut worden, und dreizehn Frauen hatten am Morgen ihrer Garderobe beigewohnt.

Ganz in ihr Glück versunken, hatte Alice keines dieser Vorzeichen bemerkt. Konnte sie eine

unglückliche Zukunft ahnen, sie, der damals im Leben alles zulächelte?

Doch kein Kopf ist so beschäftigt, kein Herz so voll, daß nicht eine Begierde dazu darin Platz finden könnte. Wenige Tage nach der Hochzeit also verlangte Alice, nach Versailles abzureisen, wovon ihr Mann soviel Erstaunliches erzählt hatte. Und an einem Freitag darauf fuhren sie auch.

Dort angekommen, vergaß sie bald die Mahnungen der Ärzte, ihre Nächte brachte sie auf Bällen, ihre Tage im Strudel von Festen zu. Bald verblichen die Rosen ihrer Wangen, verwelkte ihre schöne Gesundheit, die das geordnete Landleben ihrer Heimat ihr gegeben hatte.

Sowie Alice an dem Fieber, das sie schüttelte, die Bedenklichkeit ihres Zustandes erkannte, wollte sie zu den Eltern zurückkehren und zu Hause neue Kraft schöpfen; aber es war zu spät. Die Pflege konnte nur ihr Leiden lindern, nicht seinen Fortschritt aufhalten.

Umsonst verbarg man der jungen Frau ihr nahes Ende, es wurde ihr bald klar. Denn in einer schlaflosen Nacht hörte sie an ihrem Fenster ein Käuzchen sein klägliches Gewimmer ausstoßen und die Räder des Totenkarrens ächzen, der vor dem Tor hielt, und diese schrecklichen Anzeichen gaben ihr zu verstehen, daß auf der Welt für sie alles zu Ende ging.

Da bereitete sie sich auf den Tod vor. Um keine Spur ihrer Eitelkeit und Oberflächlichkeit zurückzulassen, wollte sie mit allen Kleidern und Schmuckstücken begraben werden. Dann starb sie, nicht ohne Klage, doch gefaßt.

Lange und bitter wurde sie von allen beweint, die sie gekannt hatten. Ihre Eltern überlebten den Schmerz nicht, und das Anwesen ging in fremde Hände über.

Zu der Zeit lebten auf dem Bauernhof, der dem Anwesen angegliedert war, ein junger Knecht und eine hübsche Magd, die einander versprochen hatten, sobald sie sich von ihrem kärglichen Lohn genug gespart hätten, ein kleines Gut zu pachten. Aber der Lohn war zu gering, obwohl sie unermüdlich bis in die Nacht hinein arbeiteten, und so nahm Verzweiflung von den Liebenden Besitz.

"Ach", sagte der junge Knecht zu seiner Liebsten, "man hat mit Alice einen Schatz in die Erde verscharrt, der niemand etwas nützt, während ein einziger von diesen Juwelen für unser Glück ausreichen würde!" Und er seufzte laut, und seine Freundin weinte.

Wenn der Gedanke keinen vernünftigen Widerstand findet und das Herz ihn mit starken Wünschen trägt, dann unterliegt man ihm schließlich. Noch am selben Abend waren die beiden Liebenden an Alices Grab und raubten es aus. Beim Anblick der Reichtümer, die dort aufgehäuft waren, wuchs ihre Habgier. Ein einziges Schmuckstück befriedigte sie nicht mehr, wie auch Alice zu ihren Lebzeiten nur an vielen Genuß gefunden hatte, sie rissen alles an sich, wie es die reichen Adligen im Land ihnen täglich vormachten; und sie machten selbst nicht halt vor dem reichverzierten Seidenkleid, das der Toten als Leichentuch diente. Dann schlossen sie das Grab sorgfältig zu.

Einen Monat nach dieser Tat, die nach ihrer Hoffnung das Glück gründen sollte, waren die beiden nicht wiederzuerkennen. Bleich und abgezehrt gingen sie umher, mieden alle Feste und wiesen ihre Freunde ab. Bei jedem Wort, das man an sie richtete, wurden sie rot, und wenn man sich gar von der Verstorbenen unterhielt, wurden sie so verwirrt, daß es jedermann bemerkte, ohne indessen die Ursache verstehen zu können. Gewissensqualen und Schrecken folterten ihren Geist, und in jeder Nacht weckte sie ein Gespenst aus dem unruhigen Schlaf, das eine kalte Hand auf ihre Stirn legte, und eine Grabesstimme rief ihnen immer wieder zu: "Gib mir mein Sterbekleid wieder!"

Die junge Magd konnte die entsetzliche Angst endlich nicht mehr ertragen. Sie beschwor ihren Geliebten, die geraubten Schätze wieder zurückzutragen, und nach langem Zögern willigte er ein, ebenfalls zerrüttet von den Alpträumen.

In einer schwarzen, stürmischen Nacht begaben sich die beiden heimlich auf den Friedhof. Was sich dort zutrug - niemand hat es erfahren, niemand kann es wissen. Aber am anderen Tag konnten alle, die am Friedhof vorbeigingen, neben dem Grab den Hut des Knechtes, den Rosenkranz der Magd und die beiden Buchsbaumzweige sehen, die sie zum Schutz mitgenommen hatten. Das war alles.

Niemals hat man in der Gegend von Quinipily die beiden Menschen wiedergesehen, niemals hat man etwas von ihnen vernommen!

### ***Die französische Waldkatze***

Alle Jahre gingen aus dem Montafon viele Mannsbilder ins Ausland auf Arbeit. Da erlebte in Frankreich ein St. Gallenkirchner einmal ein sonderbares Geschichtlein. Als er an einem Abend dort in der Wohnstube saß, fragte ihn seine Hausfrau, ob er nicht Heimweh habe und wissen möchte, was sein Weib mache; sie könne ihm alles genau sagen, wenn er wolle. Das wollte er freilich gerne wissen und so ging sie hinaus, kam aber nach einer kurzen Weile schon wieder herein und erzählte ihm, daß seine Angehörigen am Nachtessen seien, wie sie alle nacheinander am Tische säßen, was sie äßen, und daß die Mutter gerade dem kleinen Kinde Mus gegeben habe und auch ihr, der Erzählerin, einen Löffel voll. Da konnte sich der Mann nicht genug verwundern.

Als er im Herbst heimkam, fragte er sein Weib, wer denn einmal zum Abendessen gekommen sei und wem sie einen Löffel Mus angeboten habe? Da erwiderte sie, es sei niemand bei ihnen gewesen, nur einmal habe eine große schwarze Katze mit furchtbaren Glasaugen zum Fenster hereingeschaut. Sie habe gemeint, es sei eine verhungerte Waldkatze und habe ihr einen Löffel vom Kindsbrei gegeben, worauf das Tier wieder weiter sei.

### ***Der Schrättling***

Wie der Schrättling eigentlich aussieht, weiß man nicht, wohl aber, daß er ein launischer, leidwerchiger Hausgeist ist, der wie das Doggi seine Freude daran hat, nachts in Schlafgaden zu schleichen und die Leute im Bett zu drücken, daß ihnen der Atem fast vergeht und sie nichts anderes glauben, als es liege ein Zentnergewicht auf ihnen. In der Schweiz heißt der Alp an vielen Orten auch Schrättel.. In Mühlbach im Elsaß und in den benachbarten Ortschaften ist das

Schrätzmännel ein Kinderpopanz, der den schlafenden Kindern aufs Herz sich setzt und sie zu erdrücken scheint. Das Vermögen, seine Gestalt zu wandeln, kommt ihm trefflich zustatten. Ofter schiebt er als Katze mit der vorderen rechten Pfote ganz niedlich den Fensterläufer zurück und hüpfet in das Schlafzimmer oder er windet sich als Strohalm zum Schlüsseloch hinein oder er schneidet sich selbst den Bauch auf und haspelt die Gedärme aus dem Leib, daß er, ganz dünn geworden, sich durch jede Wandspalte zwängen kann. Beides ist ihm einmal übel bekommen. Es faßte einer den Schrättnig, da er sich als Strohalm zum Schlüsseloch hereinwand, und nagelte ihn fest an die Zimmerwand. Als er morgens erwachte, gewahrte er ein altes Weiblein an der Wand hängen und das war der tote Schrättnig. Ein anderer fand die herausgehaspelten Gedärme des Schrättnigs vor der Kammertür, und er ging und mischte Harz und Sägmehl darunter, sodaß der Unhold sie nicht mehr in die Bauchhöhle einzupacken vermochte und draufgehen mußte.

Ein Messer in die Wand des Schlafgemaches gesteckt, ein Glas voll Harn wohl verstopft und unter das Bett gestellt und ganz besonders eine Hechel oder Kardatsche umgekehrt auf die Brust gelegt, schützt gegen den Schrättnig. Hat man eine schwarze Henne im Stall und merkt nachts den Schrättnig kommen, so sage man zu ihm: "Geh, drück lieber meine schwarze Henne im Stall", dann fährt er gutwillig ab, geht in den Stall und drückt dort die schwarze Henne zu Tode. In Liechtenstein sagt man, man wiege nie eine leere Wiege, geschehe dies, so wiege man den Schrättnig.

